

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 7 (1903)

Artikel: Geschichte von Hussef Ben Tarschin und der Königsfrau Chadiuja
Autor: Auer, Grethe
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-576039>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

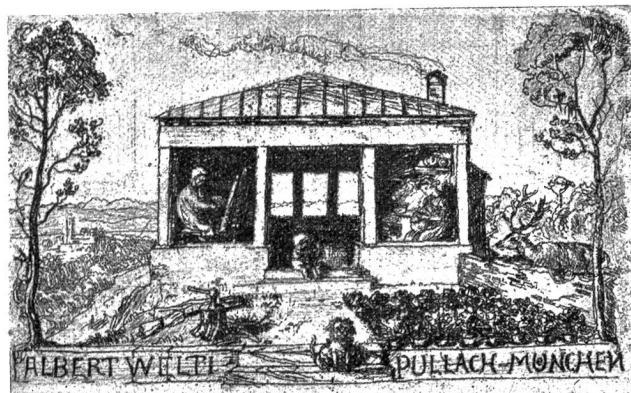
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Postkartengruß des Künstlers aus Pullach bei München (1900).

Geschichte von Yussef Ben Tarischin und der Königsfrau Chadiuja.

Historische Novelle aus Marokko. (Nach einer Sage).

Von Grethe Auer, Mazagan (Marokko).

I. Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Abdul Nahed, der König von Granada, schritt durch die Gemächer der roten Burg. Und wie sein Auge schauensfroh an dem Zaubergerobe lebendig gewordenen Steines hängen blieb, das da in tausend wundersamen Ranken an Wand und Decken blühte, und wie sein Sinn der goldenen Linie der Koransprüche auf dem brennenden Emailgrund folgte, andächtiger ergrißen von der Kunst dessen, der sie hier verewigt, als von der Weisheit dessen, der sie gedacht hatte — da gewahrte er und nahm es mit Stirnrunzeln schärfer in Augenschein: in der leuchtenden Füllung des gewundenen Ornamentes stand, weiß ausgelkraut, ein sehr kleiner, seiner Namenszug. Er stand gerade unter den Worten des allerhöchsten Propheten: „Führe uns den Pfad derer, denen du gnädig bist!“ Und der Name war der Name einer Frau und hieß: Chadiuja¹⁾.

Abdul Nahed stutzte und ging sinnend weiter. Im großen Hof blickten die steinernen Löwen still und majestätisch herab auf die Fontäne, die zu ihren Füßen plätscherte. An dem Rand des Marmorbeckens hatte die sprühende Feuchte einen feinen, grünlichen Samtmantel von Schlammpfänzchen gewoben. Kein Mensch war um die Wege; denn es war Mittag, und alles rastete in verdunkelten Gemächern. Der König ließ sich auf der Marmorstufe nieder, der Kühle des plaundernden Wassers zu genießen. Aber schnell erhob er sich wieder; in den grünen Moosbeschlag hatte eine Hand Linien gezogen, Lettern eines Namens, und der Name hieß Chadiuja.

Da dachte der König: „Es ist ein Zauber geworfen worden, um mich zu betören. Ist Chadiuja ein Weib, das mich liebt, und will sie mich mit Beschwörungen fangen?“ Abdul Nahed lächelte für sich; denn er dachte: „Ist sie jung und schön, so soll ihr das Zaubern nicht schwer werden!“ Und er ging nach den Frauengemächern und fragte die spinnenden Sklavinnen nach ihren Na-

¹⁾ Das i wird französisch, und zwar sehr weich ausgesprochen.

men. Aber da war nur eine, die Chadiuja hieß, und das war ein altes, einäugiges Weib, das den Weizen wusch, der zur Mühle sollte. Da wurde es dem König übel zumute, und er dachte grimmig: „Was soll mir der Name auf Schritt und Tritt?“

Abends, als er in den Gärten lustwanderte, stocke sein Fuß; denn vor ihm im weißen Sand stand halbverwisch, aber leserlich der Name, mit der Spitze eines Stockes gezeichnet. Darob hatte der König eine böse Nacht; denn sobald er die Augen schloß, tanzten und flammten weiße Vettern vor seinem innern Gesicht. Vereinigten sie sich aber und standen still, so bildeten sie den Namen Chadiuja.

In zorniger Laune stand der König auf, lange, ehe der Morgen graute. Er sagte sich: „Ich bin krank, sonst läge das Wort nicht auf mir wie die Umarmung einer Ghul. Ist das der Zauber? Ich will einen Arzt fragen?“ Da er aber das wissende Auge eines Dieners fürchtete und wußte, daß Zauber, die im geheimen geworfen sind, auch im geheimen gebannt werden müssen, so beschloß er, selbst den Arzt in seinen Gemächern aufzusuchen. Er fand ihn nicht. Ein schlaftrunkener Sklave wies ihm den Weg durch die Höfe, den der Arzt genommen haben sollte. Im Schatten der Mauern dahinstreichend und die Mondhelle vermeidend, gelangte der suchende Fürst ungesiehen an die Wohnung seines Schreibers Ibn Chaldun. Durch das Perlengewebe des Vorhangs schimmerte Licht, und von drinnen klangen Stimmen. Abdul Nahed stand einen Augenblick still und lauschte. Da ereilte ihn auch schon die Strafe; denn laut und klingend drang an sein Ohr ein Name: Chadiuja. Ibn Chaldun war es, der das Wort ausgesprochen hatte, und die schnarrende Stimme des jüdischen Arztes wiederholte in fragendem Ton: „Chadiuja?“ Da stand der König auch schon auf der Schwelle, und die Männer verstummten und erhoben sich grüßend. Die flackernde Leuchtschale am Boden warf einen rötlichen Schein auf des Königs übernächtiges Antlitz. Die Gestalter der beiden Gelehrten aber glühten im Wiederschein einer tiefen innern Begeisterung.

Der König fragte rasch und zornig: „Was treibt man hier in der Stille der Nacht, und welche Ghul führt den Namen, der mir da eben entgegenfuhr?“ Ibn Chaldun lächelte unerschrocken. Sein junges, schönes Gesicht flammt auf, wie in der Erinnerung eines Kusses, als er erwiederte: „Chadiuja, o Herr, hieß die Amme des Propheten, das Weib, dessen Weisheit sein Kinderherz empfänglich gemacht hat für Gottes Gebote. Nie kann eine Ghul Chadiuja heißen; der Name allein würde sie reinen. Und das Weib, von dem ich sprach und das meine Seele erfüllt mit der Süßigkeit des Paradieses, war groß und gut wie jene erste Chadiuja.“

Da rief der König: „So bist du es, der wie ein Knabe im Liebeswahnfinnen Namen kritzelt in den Sand des Weges und in den Marmor des Gemäuers?“ Ibn Chaldun erröte wie ein Mädchen und bekannte: „Ich bin es.“

Darob mußte der König lachen und sagte: „Nun weiß ich doch, womit weise Männer die Nächte verbringen! Ibn Chaldun, deine Chadiuja hat mich um Frieden und Schlaf gebracht, es ist nur billig, daß ich Mitwisser sei deiner süßen Geheimnisse.“ Er warf sich

auf eines der Ruhebetten, welche die Wände des Gemaches entlang liefen. „Erzähle, Ibn Chaldun! Wer ist deine Chadiuja? Wie sieht sie aus? Und wo hast du sie gefunden?“

„Gestatte, o Herr,“ erwiderte Ibn Chaldun heiter, „dass ich deine Fragen in umgekehrter Reihenfolge beantworte. Wo ich Chadiuja gefunden habe? In einer alten Handschrift in einer Moscheebibliothek zu Fez. — Wie sie aussah?“ Er schloss einen Augenblick die Lider. „Ein Berberweib, groß und kraftvoll von Gliedern, grau von Augen und das Haar von der Farbe der glänzenden Kastanienenschale. Wer sie war? Das Weib Yussef Ben Tarischfins, des glorreichen Ahnherrn der Almoraviden.“

Der König sprang auf: „So ist deine Chadiuja eine Tote?“

„Seit zweihundert Jahren, Herr. Sie lebte, als Allahs Gnadenlicht durch seines Propheten Wort noch nicht fünfhundert Jahre lang die Welt durchsonnt hatte.“

Enttäuschten Angesichtes sank der König auf sein Lager zurück. Sein Interesse für die Frau mit dem sanften Namen war erheblich vermindert. „Preise die Schönheit eines Liebes, das verklungen ist, eines Dufes, der verwehte!“ sagte er mißmutig zu Ibn Chaldun. „Wer nie genossen hat, wird nie verstehen. Was ist Preiswertes am Weibe als ihr Leib? Und dieser Leib modert.“

Der Arzt und der Schreiber tauschten einen lächelnden Blick. Dann nahm der Jude das Wort: „Herr, du weißt, ich habe immer gelacht zu den müßigen Märchen dieser Lebensnimmersatte, die sechzig oder achtzig Jahre auf dieser Erde genüß- und tatenlos verträumen in Anwartschaft einer Ewigkeit, mit der sie nicht viel Besseres beginnen könnten. Wer in einem Menschenalter in dieser Welt noch nicht sein Können erschöpft hat, wird es auch in Millionen Jahren in einer andern nicht tun. Deshalb lachte ich des Seelenglaubens. Seit ich aber dieses Weibes Bild in vollem Leben aus eines alten Chronisten dünnen Worten aufsteigen und eines Mannes Herz zu heiliger Liebe entzünden sah — zu einer Liebe, an der sein leibliches Auge nicht teilhat! — seitdem glaube ich an eine Art Unsterblichkeit, oder Seele, wenn du willst!“

„Im Weibe?“ fragte der König spöttisch. Ibn Chaldun antwortete statt des Arztes: „Herr, unsere Märchen erzählen uns nicht nur von schönen Frauen allein. Was ist Güte, was ist Klugheit und Reinheit, wenn es nicht Seele ist? Und diese ist unsterblich — in ihren Wirkungen.“

Der König runzelte die Stirne. Philosophie langweilte ihn, und doppelt, wenn sie von Frauen handelte, die er auf andere Art besser zu würdigen glaubte. Da aber beide Männer schwiegen und er empfand, daß sie ihm das Steuer des Gesprächs überlassen wollten,

schämte er sich, so schnell in seichtes Gewässer abzuschwanken, und fragte deshalb mit geheucheltem Interesse den Arzt: „So gebietet dein Glaube dir nicht, eine Fortdauer der Seele nach dem Tode zu befennen?“ Der Jude antwortete trocken: „Ich habe keinen Glauben.“ Und da der König ihn verblüfft ansah, zitierte er lächelnd ein Dichterwort: „Allah schuf zwei Arten von Menschen: den einen gab er Glauben, den andern Verstand.“ Und halb wehmütig fügte er hinzu: „Die ersten sind reicher beschenkt; aber ich begnüge mich mit dem letztern.“

„Ich auch!“ bekannte Ibn Chaldun heiter. „Du weißt, Herr, ich gehöre der Sekte der Motaziliten an; griechisches Geistesfeuer hat meine Vernunft geläutert, und wie der Chalif Mamun bekenne auch ich mit Freuden, daß jede Menschenweisheit eine Gottesoffenbarung ist. Weiter geht mein Glaube nicht.“

„Und der Koran?“ fragte der König.

„Ich kann ihn in- und auswendig. Ich kann zu jeder Sure die Geschichte ihrer Entstehung hersagen, ich kann unter sechs verschiedenen Lesarten die einzige richtige nachweisen, ich kann den Zusammenhang der scheinbar unlogischsten Gedankengänge aufstellen, ich kann — — ach, was kann ich nicht? Bin ich nicht F'leh? Aber, Herr, wenn ich auch gelernt habe, am kleinen Finger die Spuren göttlicher Eingebung in dem krausen Wust dieser milden Gesänge aufzuspüren und herzusagen — meine redliche Einsicht sagt doch: Engel, Herr, haben das Buch nicht vom Himmel gebracht!“

Der König stützte das Haupt in die Hand und schaute die beiden Männer abwechselnd mit lachenden Blicken an. „Also glaubenslos — beide!“ sagte er fein. „Voll kalt berechnender Vernunft! Schüler griechischer Weltweisheit! Und sitzen nachts beisammen und träumen mit offenen Augen — von der Seele eines Weibes! Wie folgerichtig! Gab Allah wirklich Verstand allen denen, so er Glauben versagt hat? Oder aber — — Ibn Chaldun, jetzt brenne ich wirklich vor Begierde,



Postkartengruß des Künstlers aus Solln I bei München (Sommer 1901).

diese Chadiuja kennen zu lernen, die zweihundert Jahre nach ihrem Tode noch die freidenkendsten Männer meines Reiches berückt hat! Beschwöre ihren Geist, Glaubenslojer! Laß mich sie sehen, wie sie dir erschienen ist und wie du sie dem Juden da gezeigt hast, dessen Wangen noch brannten, als ich hereintrat. Beginne — ich höre!"

Und Ibn Chaldun begann.

II.

Um die Zeit, von der ich sprach, Herr, trugen die Sanhadja aus den südlichen Wüsten die Fahne des Islam in die Lände des Maghreb. Denn nordwärts vom Atlas hatte weltlicher Streit, eitle Prunksucht und Ländergier die Könige entzweit, in wilder Fehde zogen die Söhne des Idris gegen einander los, in Fez schwelgten die Omarsenkel in Wollust und Trägheit, das Prophetenwort ruhte und lag fruchtlos in verwilderten Seelen, wie ein verwehtes Weizenkorn auf dem Felsengrat von Hedjer-el-Nasr. Um Senegal aber blühte es, gehegt in gefestigten Heilsstätten, und von dort aus trugen es die Sanhadja über den Atlas. Rauh war ihr Gewand, karg ihre Speise; aber ihre Hand war Eisen und ihr Mund Feuer. Wo sie hinzogen, da verwehte die Pracht der Städte, wie die Blüten eines Gartens vor dem Samun; aber reinere Sitten wuchsen auf; denn der Pflug, mit dem sie pflügten, hieß Armut. Sie nannten sich El Morabitin, das ist: Krieger des heiligen Krieges, und heilig war ihr Wesen. Keusch waren sie und tapfer, und in ihren Herzen brannte die Flamme des Glaubens.

Das waren die Lemtuna, die mächtigste Kabyle der Sanhadja, die Sidjilmassa den Maghraua entrissen, Tarudant schleiften und Aghmat eroberten. Musa Ben Yakub hieß ihr König, an dessen Fahnen der Sieg haftete. Groß war er und geachtet unter den Verbern des Sus; die zerstreuten Stämme der Atlasberge einigte seine Hand, und in Aghmat stand sein Königshaus, dem die Scheikhs der südlichen Kabylen Tribut zufandten, weiße Kamelstuten und starkhörnige Kinder, Gold, Gewürze und Früchte ihrer Felder. Da er reich ward, vergaß er des heiligen Krieges, sammelte Schätze in gefestigten Gewölben, und seine Hand ward lässig. Darob empörte sich Tafilelt; darum mußte der König die Pracht seines Hauses verlassen und südwärts ziehen, von wannen er vordem gekommen war, da er noch arm war und nichts besaß als sein siegreiches Schwert. Er ging aber unfreudigen Herzens; denn sein Sinn war trüge geworden in der lachenden Ebene, wo Aghmat, die Königstadt lag. Ehe er ging, beschied er seinen Freund und Ratgeber Yussef Ben Tarischfin zu sich und redete zu ihm also:

"Ben Tarischfin, ich ziehe gen Tafilelt, und es mag sein, daß ich lange verweilen muß. Weißt du mir einen Mann, der den Tribut der Glaulia, des Demnat, der wilden Schleuhleute in den Gebirgen — der Schleuhleute, die geizig sind, wie ihre Bärte spärlich! — und den der Sufi einzutreiben weiß und der ihn mir treulich bewahren will, bis ich wieder komme?"

Yussef Ben Tarischfin erwiderte: "Herr, der Mann steht vor dir."

"Wohl," sagte der König; "aber ich brauche einen Mann, der den Marktfrieden zu wahren weiß in Aghmat und den den Juden von Aghmat-Gilan die Waren

besteuert, die sie an den Toren ihrer Stadt verkaufen. Und der Mann muß den Kaid des Vaumat und die Fordjileute zu Freunden haben, und seine Kundschafter müssen die Kaufahrer der Hispanier zu zählen wissen, die an den Sandbarren von Saleh und Afimur stranden und deren Reichtümer diese Städte verschlingen."

"Herr," sagte Yussef Ben Tarischfin wieder, "der Mann steht vor dir."

"Und drittens," sprach der König Musa, "brauche ich einen Mann, der die Schätze meines Hauses getreulich verwaltet. Die Kisten mit den blanken Zechinen, die goldgestickten Sättel und die Flinten mit dem Silberbeschlag; die kupfernen Prunkgefäße und die roten Sufiteppiche mit dem Seidenrand; die Stuten auf meinen Weiden und die Schafherden im Fels; den Ertrag der Palmenpflanzungen und der Olivengärten; die Feigenernte und die Feldfrucht, aus der meines Hauses Brot gebacken wird. . . . Wer wird über dem allem stehen? Wer wird zählen, wägen, verwahren, verkaufen?"

Und abermals antwortete Yussef Ben Tarischfin: "Herr, der Mann steht vor dir."

Da aber schaute ihm König Musa tief in die Augen und fuhr mit leiserer Stimme fort: "Und der Schatz, von dem man nicht spricht, das Gut, das man birgt vor den Augen der Späher und Neider, die Perle, die man am Herzen trägt und deren Anblick man der Sonne neidet?"

Aber diesmal sprach Ben Tarischfin nicht: "Der Mann, diesen Schatz zu hüten, steht vor dir." Er schwieg und erröte; denn er war jung und wußte wohl, daß er zu hüten sich nicht unterfangen durfte, was sein Blick allein schon des höchsten Glanzes verlaubt hätte. Darum hatte er auch keinen Rat für seinen König, der traurig vor sich hinsprach:

"Es kann geschehen, daß ich ein Jahr in der Ferne zubringe, Ben Tarischfin. Wird mein Weib mit Treue zu wahren wissen ein Jahr lang?"

Ben Tarischfin antwortete zögernd: "Ich bin nicht erfahren in Weibersachen, Herr."

Der König begann von neuem: "Sie sind nicht wie wir geartet. Wir haben den Krieg und die Jagd und die offene Lebensfreude, Gastmäher und Gelage des herrlichen Trankes, der die Herzen der Menschen froh macht — wenn ihn auch der Prophet verboten hat. Das Weib hat nur die Liebe, diese ist ihr Wesen, ihr ganzes Sein. Wird Chadiuja ein Jahr ohne Liebe zu leben vermögen? Sie ist jung, und ihr Leib hat noch keine Frucht getragen, an der ihr Herz sich freuen dürfte in Stunden der Einsamkeit!"

Ben Tarischfin aber, der keine Erfahrung in Weibersachen hatte, sagte darauf: "Sie sind listig und veracht, wenn das Verlangen in ihnen mächtig wird. Sie sind wie die Stuten, die Stall und Koppel zerbrechen, wenn sie den Hengst im Fels schreien hören. Wer soll sie hüten? Wer soll sich vermessen, ihrer Glut zu wehren? Was immer du von mir verlangst — lieber König, lege dein Reich, deine Schätze, aber lege deines Weibes Ehre nicht in meine Hand!"

Da sagte der König Musa Ben Yakub: "Dennoch muß ich es tun. Denn sieh, mein Freund: Chadiuja ist nicht einfach ein Weib, das Allah zur Freude des Mannes erschaffen hat. Sie ist ein Sporn, eine Macht,

und der sie besitzt, wird groß werden. Sie ist nicht wie die Frauen der Lemtuna, die ihre Spindel drehen und Tag um Tag die Binsenstange in der Kette des Webstuhls auf- und niederschieben. Als ich um sie freite, um das starke Kind des Berberscheikhs, da sah ich sie weitausgreifenden Fußes den Berghang niederjagen und einem Hengst wehren, der ein Stutenfüllen bedrohte. Sie sitzt mit geteilten Beinen auf dem Schwanz des störrischen Maultiers, und es wirft sie nicht ab. Gedenkt du dich ihrer Liebe zu freuen, so wird sie deine Seele mit wilden Gedanken füllen, daß du durstig nach Schlacht und Waffenlärz von ihr gehst. Der Mann, der Chadiuja liebt, wird ein Großerer sein — und wenn dieser Mann einer meiner Feinde ist, so wird er mir mein Königreich entreißen. Darum soll es ein Freund sein!"

Ben Tarshfin ward verwirrt und fragte stammelnd: „Was kann ich dazu tun?“ Und der König antwortete mit starker Stimme: „Du sollst sie nehmen! Nicht gleich! Nicht in einem Monat, und vielleicht nicht in fünf. Aber belauschen sollst du ihre Wege, und wenn sie den ersten Schritt vom Pfad der Tugend tut, so stehe an ihrer Seite und breite die Arme aus. An eines andern Mannes Brust laß sie nicht ruhen; denn bedenke, was ich dir gesagt habe: der Mann, den sie lieben wird, wird ein Gewaltiger sein durch sie. Darum sei du es — für mich!“

Yussef Ben Tarshfin wußte mancherlei zu entgegnen; aber es war dazumal — das sind jetzt zweihundert Jahre her, mein Gebieter! — schwer, mit Königen fertig zu werden, wenn ein Wunsch sie in Bann hielt. Darum half auch kein Widersprechen, und als der König Muja Ben Yakub abritt nach dem Tafilet, da hielt Yussef Ben Tarshfin den Schlüssel zu den Frauengemächern in seiner Hand und sah sinnend darauf nieder.

III.

Hier unterbrach der König von Granada den Erzähler: „Mich dünkt, dein Fürst der Lemtuna war ein arger Narr. Eine alte Sklavin und ein Haremswächter hätten das Weib besser zu hüten gewußt als ein Mann in blühenden Jahren. Die Peitsche auf ihren Rücken! Brot und Wasser ihre Nahrung! Eine Strohmatte ihr Bett! So hätte sie der Treue nicht vergeßsen!“

Ibn Chaldun lächelte und antwortete wie sein Held: „Ich habe keine Erfahrung in Weibersachen. Habe mir aber sagen lassen, daß sie schlimmer seien als Maulesselinnen, wenn es gilt, ihren Willen zu brechen. Du kannst ein wildes Pferd mit der Peitsche und durch Hunger zähmen, und einen Mann kann das Leben erziehen. Aber Weib und Maultier bleiben bei ihren Gewohnheiten, und du könntest sie eher totschlagen als bessern, wenn Gott sie tückisch erschaffen hat.“

„Bei dir ist Wahrheit,“ erwiderte seufzend der König von Granada, der an die Königin dachte. Ibn Chaldun aber fuhr fort: „Dies vom Hörensagen, o Herr! Denn laß mich dir voraussagen und verzeih' meiner Torheit:

ich verstehe den Koran, und ich verstehe alle griechische Logik; aber ich verstehe das Weib noch nicht. Darum lächle nicht, wenn die Geschichte, die ich dir erzähle, dich kindisch dünkt und aller Lebensklugheit bar. Bedenke, daß der Mann, der dir die Königsfrau von Aghmat schildert, seine Jugend in einer Zauia verträumt hat, ein Schüler weiser F'lehs, die uns über Welterschaffung und Sonnenlauf keinen Zweifel ließen, aber sonst über manch andere Dinge. Wir lernten den Unterschied zwischen Heilspflanzen und Giften kennen, wir wußten Alkalien von Säuren zu trennen. Im Koran unterschieden wir haarscharf das Gotteswort von ein gesicktem Menschenwerk. Ach, aber Mann und Weib zu unterscheiden, ward uns nicht gelehrt! Manchmal lustwandten wir abends im Bogengang, wenn die rote Sonne durch das Spizienwerk der gewundenen Steinranken schien. Wandte ferne vor uns eine Gestalt im weißen Mantel einher, verschwimmend und aufgelöst in der flimmernden Glut, so stand uns das Herz still, und wir dachten: „Vielleicht ist es ein Weib!“ Wie sollte ein Weib in die Zauia kommen? Aber es konnte ja eine Dschinn sein; denn auch bei den Dschinn gibts Geschlechter, und es hat schon manche Überirdische einen Sterblichen glücklich gemacht. Dann träumten wir offenen Auges von Wundern, bis die Gestalt im weißen Mantel nahe genug stand, daß wir den Bart des weisen Sidi Buschajib oder die Hakennase des F'leh Abdallah unterscheiden konnten. Stießen wir beim Lesen auf den Namen eines Weibes, so flirrten und flackerten die Lettern, und wir lasen nicht weiter. Wir starrten den Namen an, und aus dem Wort stieg das Weib empor, daß wir es sehen und fühlen konnten. So mag aus dem Wort die Welt erschaffen sein; die Phantasie des Höchsten dachte das Wort „Erde“, und was er dachte, das war. So erschuf ich Chadiuja aus ihrem Namen allein: was ich dachte, das gewann Gestalt vor meinen sehenden Augen. Darum sei gnädig, Herr und König! Der Ewige hat die Welt nicht fehlerlos denken können, so laß auch mein armes Gebilde vor deinen Augen bestehen, ob es schon schwach sei und voll Lade!“

„Mysterien aus dem Munde des Motaziliten!“ sagte der König Abdul Nahed erstaunt. „Ibn Chaldun, du bist heute voll von Neuerungen. Was werde ich nächstens hören?“ Aber der jüdische Arzt erklärte: „Die Zauia und ihr überstümlicher Mysterienduft lüftet sich auch nicht an der griechischen Weisheitssonne. Ibn Chaldun bleibt ein Schüler der Theologie, auch wenn er den Aristoteles liest.“ Da wurde Ibn Chaldun böse und wollte des Weiterredens entraten. Aber der König bestürzte ihn, indem er zu dem Jüden sprach: „Schieß nicht übers Ziel hinaus, du Überkluger! Ibn Chaldun ist einfach verliebt, und alle verliebten Leute sind Mysteriater, was immer für einer Schule sie angehören mögen. Besonders wenn man die Geliebte nur träumt.“

„Bei dir ist Weisheit!“ sagte Ibn Chaldun zu dem König und fuhr fort zu erzählen.

(Fortsetzung folgt.)

